

# Igitt. Ekel als Kultur – zur Einführung

**Timo Heimerdinger**

Irgendwann wurde der Druck zu groß. Wenige Tage vor Weihnachten, am 21.12.2010, plagte einen Wiener<sup>1</sup> zunächst offenbar eine Blähung und dann so sehr das schlechte Gewissen, dass er dieses auf der Seite [www.beichthaus.com](http://www.beichthaus.com) entlasten wollte. Unter der Nr. 28424 und dem Titel „Geruchsterror in der Tram“ findet sich seitdem folgender Eintrag:

„Heute morgen ist mir in der Straßenbahn ein unhörbarer, übelriechender Furz entwichen. Ich hatte einen Stehplatz direkt neben den Sitzplätzen und möchte mich bei der Person entschuldigen, der ich direkt ins Gesicht gefurzt habe. Es war mir fürchterlich peinlich und ich glaube auch, die Dame hatte einen konkreten Verdacht.“<sup>2</sup>

Ganz ungeachtet der Frage, ob diese Geschichte nun wahr oder erfunden ist, ganz ungeachtet der Frage, wie lustig sie eigentlich ist – darüber kann man durchaus unterschiedlicher Meinung sein – und auch ganz ungeachtet der Frage, ob nun die Scham des Flatulierenden oder die Ekelempfindung des Opfers die heftigere Empfindung gewesen sein mag: Die Dame ist wahrlich zu bedauern. Unvermittelt und womöglich auch noch unmittelbar haptisch in der Öffentlichkeit mit den Körperausscheidungen und den dazugehörigen Gerüchen wildfremder Menschen konfrontiert zu werden, gehört, darüber dürfte weithin Konsens bestehen, zu den denkbar unangenehmen Vorstellungen, solche Situationen empfinden die meisten Menschen als Ekel erregend.<sup>3</sup>

---

1 Ob Mann oder Frau geht aus dem Eintrag zwar nicht hervor, doch ich tippe intuitiv (und hier nicht weiter begründet) auf einen Mann. Eine nähere Erörterung dieser Frage wäre sicherlich ebenso interessant wie schwierig, ich würde mich über begründeten Widerspruch freuen.

2 [www.beichthaus.com/index.php?h=index&c=00028424](http://www.beichthaus.com/index.php?h=index&c=00028424) (Stand: 3.9.2015).

3 Auch wenn eine allgemeine, abstrakte Beschreibung der Auslösesituation von Ekel interessanterweise bislang noch nicht gelungen ist (anders als bei anderen Emotionen), so lassen sich doch immerhin konkrete Objekte identifizieren: Kot etwa gilt in der Literatur als nahezu universaler Ekelauslöser [vgl. Miener, Sandra: Die Basisemotion Ekel: Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Gefühl und Ausdruck. Dissertation, Bielefeld 2007, 25-26. Online unter: <http://pub.uni-bielefeld.de/download/2302317/2302320> (Stand: 13.9.2015)].

## Ekel als Primäraffekt unter kulturellen Bedingungen

Auf den ersten Blick scheint die Sache klar zu sein: Ekel bezeichnet die unangenehme Empfindung einer starken Abneigung, eines Widerwillens, die mit körperlichen Reaktionen wie Naserümpfen, Mundwinkel herabziehen, Abwenden – bis hin zu Übelkeit, Brechreiz und Fluchtimpuls oder zumindest dem körperlichen Zurückweichen einhergeht.<sup>4</sup> Ekel ist jedem bekannt und stellt sich in der Regel z.B. bei der direkten Konfrontation mit Fäkalien, Verfaultem oder Verwesendem, verdorbenen Lebensmitteln oder unbekanntem schleimigen, schmierigen oder stinkenden Substanzen ein. Die Ekelempfindung stellt eine unmissverständliche Bewertung dieser tatsächlichen oder in Aussicht stehenden Kontaktsituationen dar und warnt somit vor Dingen, die giftig oder für die Gesundheit schädlich oder bedrohlich sein könnten. Sie übernimmt daher eine Schutzfunktion für unsere Basisidentität, im Sinne von körperlicher Unversehrtheit, indem sie als „feindselige“ Emotion<sup>5</sup> unmittelbar und sofort Distanz zwischen dem Auslöser und der empfundenen Person aufbaut.<sup>5</sup>

Für diese Unmittelbarkeit der Bewertung einer Situation, für das Erlebnis der Unausweichlichkeit und der direkten, körperlichen Reaktion, gewissermaßen an allen kognitiven Instanzen ‚vorbei‘, gibt es in der Psychologie die Formulierung der „fehlenden oder durchbrochenen exekutiven Kontrolle“<sup>6</sup> – sie spezifiziert den Affekt gegenüber dem weiteren Begriff der Emotion, dementsprechend wird Ekel auch als Affekt klassifiziert: als „zeitlich kurze und intensive Gefühlsregung i.d.R. mit physiologischem (vegetativem) Korrelat.“<sup>7</sup>

4 In Bezug auf die körperlichen und mimischen Reaktionen bei Ekelempfindungen herrscht in der Forschung keine Einigkeit. Während in älterer Literatur und in Nachschlagewerken Reaktionen wie Naserümpfen und Hochziehen der Oberlippe als typische und insbesondere überkulturell beobachtbare Indizes für Ekel beschrieben werden, kann Miener (wie Anm. 3) diese These empirisch nicht erhärten und findet keinen ausgeprägten Zusammenhang zwischen Ekelgefühl und Ekelmimik.

5 Vgl. hierzu und zur jüngeren Konjunktur der Ekelforschung, insbesondere unter psychologischer Perspektive, den Beitrag von Jürgen Hennig: Ekel und Verachtung. In: Brandstätter, Veronika u. Otto, Jürgen H. (Hg.): Handbuch der Allgemeinen Psychologie – Motivation und Emotion (Band 11). Göttingen u.a. 2009, 644-649, 648.

6 Margraf, Jürgen u.a. (Hg.): Psyhyrembel Psychiatrie, Klinische Psychologie, Psychotherapie. Berlin 2009, 223.

7 Psyhyrembel. Klinisches Wörterbuch 2001, Lemma Affekt. Bislang gibt es in der Forschung keinen Konsens über die begrifflich scharfe Differenzierung zwischen Emotion, Gefühl, Affekt und Empfindung etc., auch wenn der Begriff der Emotion oft als Überbegriff fungiert, während die anderen Begriffe auf unterschiedlichen Punkten der Skala zwischen den Polen ‚physiologisch-sensorisch‘ und ‚kulturell-erlernt‘ angesiedelt sind. Auch in diesem Beitrag wird daher keine stringente Verwendung oder Kategorisierung angestrebt, zumal die behandelten Phänomene in Bezug auf Ekel auch auf unterschiedlichen Punkten dieser Skala liegen, wie die Lektüre des Bandes zeigen sollte.

Alltagssprachlich „lupft“ es einen beziehungsweise „es dreht einem den Magen um“: unmittelbar, sofort, keinen Einspruch zulassend. In der psychologischen Forschung wird Ekel als „Kultur übergreifend nachgewiesene primäre Emotion mit starker negativer Empfindung der Abneigung und des Widerwillens gegen konkret vorhandene oder vorgestellte Objekte“<sup>8</sup> gefasst.<sup>9</sup> Als derartiger „Basisemotion“ oder „Primäraffekt“ kommt ihm eine für den menschlichen Gefühlshaushalt basale Funktion zu: Primäraffekte gelten als elementare, nicht weiter differenzierbare Grundbausteine menschlichen Gefühlslebens, aus denen dann komplexere Gefühle wie etwa Eifersucht, Verlegenheit, Scham, Neid oder Stolz gleichsam zusammengesetzt werden.<sup>10</sup> Wie viele derartige Primäraffekte es gibt, darüber ist sich die Forschung nicht einig, besonders bekannt geworden ist jedoch die sieben-teilige Klassifikation nach Paul Ekman, der sie als humane Universalien betrachtet: Freude, Wut, Furcht, Ekel, Verachtung, Traurigkeit und Überraschung.<sup>11</sup> Die basale Situierung des Ekels als Primäraffekt und seine in allen Kulturen nachweisbare Existenz rücken ihn in die Nähe anthropologischer Konstanten und setzen ihn in einen engen Bezug zu den biologischen Gegebenheiten und Erfordernissen der menschlichen Existenz insgesamt.<sup>12</sup>

Auf den zweiten, kulturanthropologischen Blick jedoch erweist sich der Ekel selbst als komplexe Angelegenheit, die Sache ist keineswegs so klar und funktional überschaubar wie zunächst angenommen. Gerade auch in der psychologischen Forschung wird die Kulturalität des Ekels betont: Er ist in seiner individuellen

- 
- 8 Vgl. Lemma Ekel in Margraf, Jürgen u.a. (Hg.): *Psyhyrembel Psychiatrie, Klinische Psychologie, Psychotherapie*. Berlin 2009, 215: „Ekel: Kultur übergreifend nachgewiesene primäre Emotion (nach P. Ekman Angst, Wut, Ekel, Trauer, Überraschung, Freude) mit starker negativer Empfindung der Abneigung und des Widerwillens gegen konkret vorhandene oder vorgestellte Objekte (z.B. Körperausscheidungen, Wunden, Nahrung, Verdorbenes), i.w.S. auch gegen Personen und deren Verhaltensweisen, kann weder verlernt noch abtrainiert werden, es kann lediglich eine Habituation erfolgen. Kognitiv findet bei Ekelempfindung eine Bewertung als giftig, unverdaulich oder ungenießbar statt, die häufig generalisiert wird. Dabei muss das Ekel erregende Objekt nicht real vorhanden sein; die Vorstellung oder die Ähnlichkeit eines Objekts reicht aus. Kennzeichen: verschiedene mimische Reaktionen, Speichelsekretion, Würge- und Brechreiz, Übelkeit, Panik, Ohnmacht und der starke Impuls, sich aus der Situation zu lösen (Abkehr, Flucht, Vermeidungsverhalten).“
- 9 Manche Autoren diskutieren jedoch, den Ekel wegen seines Charakters unmittelbarer somatischer Empfindung und körperlichen Überwältigt-Seins gar nicht den Emotionen, sondern eher den Gefühlen zuzurechnen.
- 10 Teilweise ist auch von „primärer Emotion“ die Rede, vgl. etwa den Eintrag „Emotion, primäre“ in: Wirtz, Markus Antonius: *Dorsch – Lexikon der Psychologie*, Bern 2013 (16. Aufl.), 441-442.
- 11 Vgl. Maria von Salisch (Hg.): *Gesichtsausdruck und Gefühl: 20 Jahre Forschung von Paul Ekman*. Paderborn 1988.
- 12 Zu jüngeren evolutionsbiologischen Überlegungen und Erkenntnissen vgl. auch Henning 2009 (wie Anm. 3).

und konkreten Ausprägung, d.h. auf welche Objekte und Situationen er sich bei einzelnen Personen richtet, nämlich nicht angeboren, sondern wird im Verlauf der Sozialisation erlernt. Ist die Ekelfähigkeit allerdings einmal etabliert, dann kann sie „weder verlernt noch abtrainiert werden, es kann lediglich eine Habituation erfolgen“.<sup>13</sup> Die grundsätzliche Anlage beziehungsweise Notwendigkeit, sich zu ekeln, ist also *a priori* gegeben, doch wann, wovon und in welchem Maß sich der einzelne Mensch ekelt, ist demnach kulturell und individuell variabel und wird erst im Prozess der Enkulturation spezifisch ausgebildet. Ekel ist damit kulturell und individuell spezifisch und in vielen Fällen funktional auch gar nicht mit der Warnung vor giftigen oder schädlichen Substanzen, also dem Schutz der Basisidentität, zu erklären.

### Die Kulturalität des Ekels

Gut lässt sich dies etwa am Beispiel der Nahrungstabus vergegenwärtigen: Was den einen Menschen als abscheulich und ungenießbar gilt, etwa Maden oder andere Insekten, ist den anderen eine Delikatesse. Die Relativität des Ekels gilt also zwischen verschiedenen Kulturräumen, doch auch historisch ist ein Wandel zu beobachten: die sich wandelnden affektiven Reaktionen in Bezug auf menschliche Körperbehaarung wären hierfür ein anschauliches Beispiel.<sup>14</sup> Die Ekelempfindung erscheint uns subjektiv in ihrer Intensität und Wucht zunächst unumgänglich und zwangsläufig, insbesondere auch wegen ihrer stark körperlichen Komponente. Wir werden vom Ekel überwältigt, es „schüttelt uns“. Er wird daher wie eine unmittelbare, natürliche und geradezu alternativlos notwendige Reaktion erlebt, auch wenn er das nicht ist. Aber diese kulturelle Dimension, man könnte auch sagen: diese Kontingenzzkomponente, ist dem Menschen oft nicht unmittelbar einsichtig, sie kann allenfalls durch Reflexion, Nachdenken und Vergleich *ex post* bewusst werden. Ekel hat, so unmittelbar und leibbezogen er auch erscheinen mag, nicht nur mit der Wahrung körperlicher Unversehrtheit zu tun, sondern dient als kulturell geformtes und gerahmtes Gefühl vielfältigen Zwecken, so etwa auch der Wahrung sozialer, ethischer oder allgemein kultureller Normen.

An einem einfachen Beispiel wird deutlich, wie ausschlaggebend der unmittelbare Kontext – und nicht der Auslöser an sich – dafür ist, ob wir uns ekeln oder eben nicht: Das Kopfhair beispielsweise gilt – ist es an Ort und Stelle, wohl drapiert

<sup>13</sup> Margraf 2009 (wie Anm. 8).

<sup>14</sup> Vgl. <http://jetzt.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/594231/Maedchen-warum-rasiert-ihr-euch-noch>, (Stand: 4.9.2015).

und gepflegt – als Schmuck, als Mittel der Schönheit, der Erotik. Landet ein einzelnes Haar jedoch nach der Haarwäsche im Abfluss der Dusche, dann gilt es als eklig. Gleiches gilt für das Haar in der Suppe. Ein an und für sich völlig harmloses Objekt, ein Haar, kann – zur falschen Zeit am falschen Ort – Ekel auslösen. Oder das Straßenbahnbeispiel: Manche Leute finden es unangenehm, wenn der eingenommene Sitz von der Person, die kurz davor darauf saß, noch warm ist. Diese Wärme eines unbekanntenen Menschen unmittelbar am eigenen Gesäß zu spüren ist dann irgendwie eklig – die Literatur spricht hier von interpersonellem Ekel durch unerwünschte körperliche Nähe – obwohl in diesem Fall gewiss keine Form der Gesundheitsgefährdung im Spiel ist. Der Ekel dient, so der amerikanische Psychologe Paul Rozin, nicht nur dem Schutz der eigenen leiblichen Integrität, sondern auch der psychischen beziehungsweise seelischen. Nach Rozin dient das Ekelgefühl auch dazu, den Menschen vom Tier abzugrenzen, animalisches Verhalten bei Menschen wird demnach mit einer Art moralischem Ekel belegt und markiert die Grenze der Wohlanständigkeit. Ekelgefühle sind also, dies sollen diese Beispiele zeigen, nur zu einem gewissen Teil unwillkürliche, biologisch begründbare Schutzreaktionen. Sie sind auch Ausdruck kultureller Grenzziehungen und Normsetzungen und markieren damit die Differenz zwischen gewünscht und unerwünscht, akzeptiert und nicht akzeptiert, für die eigene Person als passend oder unpassend, zivilisiert und barbarisch, vermeintlich gesund und vermeintlich ungesund, anständig und unanständig. Ekelempfindungen sind dabei in doppelter Hinsicht in die Zusammenhänge der Sozialität eingelassen: Sie werden durch soziale Kontexte mit strukturiert und strukturieren auch selbst soziale Kontexte. Dies lässt sich gut am Beispiel eines Nahrungstabus verdeutlichen: Dass in Mitteleuropa gewohnheitsmäßig keine Hunde verzehrt werden und sich viele Menschen allein bei dieser Vorstellung ekeln, ist selbstverständlich kulturell bedingt – wie auch sonst. Zugleich stellt die Einigkeit über diese Norm und damit auch das geteilte und kommunizierte Ekelgefühl über die Vorstellung, Hunde zu verspeisen, Sozialität und Gruppenzusammenhalt her. Aus diesen Reglements auszubrechen ist zwar nicht unmöglich, aber doch zumindest sozial riskant, denn das einzelne Gruppenmitglied möchte sich für gewöhnlich nicht desintegrieren. Und es möchte auch nicht als ekelhaft erscheinen oder andere anekeln. Daher erscheint auch die eingangs erwähnte Geschichte über den Furz in der Straßenbahn im Kontext der Peinlichkeit und der „Beichte“. Selbst wenn sie Außenstehende zum Lachen reizen mag – wenn sie sich tatsächlich zugetragen haben sollte, dann war sie zumindest für die Beteiligten überhaupt nicht lustig, sondern stellt sogar eher eine Gefährdung des sozialen Friedens dar. Eine andere Person so unmittelbar anzuekeln kommt – wie an diesem Beispiel deutlich wird – fast schon einem Angriff beziehungsweise einer Gewaltausübung gleich. Ekelempfindungen markieren also durchaus relevante und ernst zu nehmende Grenzen und Grenzziehungen.

So betrachtet werden Ekelempfindungen zu kulturwissenschaftlich aufschlussreichen Phänomenen, denn sie verraten etwas über internalisierte kulturelle, und damit kollektiv verbindliche Regeln, die sich im individuellen Empfindungshaushalt einzelner Personen manifestieren und damit auch zeigen.

## Kulturwissenschaftliche Zugänge und Fragen

Die Beiträge des vorliegenden Bandes gehen von diesem Ansatz aus, sie befragen unterschiedliche Phänomene im Zusammenhang mit Ekelempfindungen aus alltagskulturwissenschaftlicher und ethnografischer Perspektive und untersuchen diese damit als Ausdruck von und im Hinblick auf kulturelle, d.h. überindividuelle Ordnungen, Vorstellungen und Konstellationen. Dass hierbei die Schutzfunktion des Ekelgefühls vor Bedrohung und Gefahr ebenfalls immer wieder eine Rolle spielt, ist offensichtlich und naheliegend. Doch die zentrale These, die sich durch alle Beiträge dieses Bandes zieht, ist, dass sich die Funktion des Ekels in dieser Abwehrfunktion nicht erschöpft, sondern noch viele weitere Funktionalisierungen zu beobachten sind, die weit über den bereits genannten Aspekt der „Feindseligkeit“ hinausweisen und in einem vielschichtigen Zusammenspiel aus Abwehr, Faszination, Lust, Spaß, Spiel und Angst auf komplexe soziale, historische und im weitesten Sinne kulturelle Konstellationen verweisen. Ekel fungiert, so die gemeinsame These, als Wegweiser, steuerndes Element und symptomatischer Ausdruck im Geflecht kultureller Bedeutungen, Ordnungen und Bezüge. Damit wird Ekel zum Bestandteil von Kultur, er wird hier – wie der Titel besagt – *als Kultur* gedeutet.

Die Beschäftigung mit Gefühlen und Emotionen, in jüngster Zeit auch die mit sinnlicher Wahrnehmung und Empfindung, hat in den Kulturwissenschaften insgesamt und in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde im Speziellen in den vergangenen Jahren eine bemerkenswerte Konjunktur erfahren.<sup>15</sup> Als eine Art epistemologisches Widerlager zu vornehmlich kognitivistisch, sprach-, text- oder symbolanalytisch ausgerichteten Forschungen und Fragestellungen wurde der Themenbereich der Emotionalität und der Sensualität teilweise neu entdeckt und intensiv in sowohl historischer wie gegenwartsbezogener Perspektive bearbeitet. Vielfach ging es dabei um die Untersuchung der kulturellen Bedingungen und

15 Symptomatisch hierfür in jüngerer Zeit insbesondere die 27. Österreichische Volkskundetagung 2013 in Dornbirn: Emotional turn?! Kulturwissenschaftlich-volkskundliche Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten und der 40. dgV-Kongress 2015 in Zürich: Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt.

Rahmungen von Emotionen und Empfindungen. In einer konstruktivistischen Perspektive wurde deutlich herausgearbeitet, dass auch Gefühle – so individuell sie scheinen mögen – Effekte historischer Prozesse, kultureller Bedingungen und individueller Lernprozesse sind. Weiterhin stand ihre intersubjektive Kommunizierbarkeit, ihre gemeinschaftsbildende Wirkung oder ihr überindividueller Verpflichtungscharakter im Zentrum der Forschungen und so gelang es recht breit und umfassend, auch den Bereich der Emotionalität als einen nicht nur physiologischen und psychologischen, sondern insbesondere auch kulturwissenschaftlichen Forschungsbereich zu erschließen, zu erkunden und zu behaupten.

Die vorliegende *bricolage*-Ausgabe „Igit“ versteht sich durchaus als ein Beitrag zu dieser Forschungsrichtung und möchte spezifisch alltagskulturwissenschaftliche Zugänge verdeutlichen und ausloten. Zugleich sieht sich der Band mit seinem Ansatz in einem noch wenig beforschten Gebiet unterwegs, und zwar sowohl in konzeptioneller wie thematischer Hinsicht. Konzeptionell sind die versammelten Beiträge weniger darauf ausgerichtet, die Genese oder die kulturellen Bedingungen des Ekels zu erforschen, sondern vielmehr seine Funktionalisierungen. In Ergänzung manch anderer kulturwissenschaftlicher Studien zu Fragen der Emotionalität wollen wir ein Gefühl, hier: den Ekel, nicht nur oder in erster Linie als Resultat oder Konsequenz gewisser kultureller Praktiken oder Bedingungen analysieren, sondern auch selbst als Bedingung oder Bestandteil derselben. Dies bedeutet keineswegs, dass wir den Ekel als kulturell vorgängig betrachten, aber wir richten unser Augenmerk auf Praktiken, Verfahren und Formen des kulturellen Vollzugs, in denen er eine wichtige Rolle spielt, gewissermaßen in Praktiken und Verhaltensformen eingebaut wird und dort bestimmte Funktionen übernimmt. Es geht also nicht primär um das Ekelgefühl an sich, sondern um seine Rolle oder Wirkungsweise im Kontext weiter greifender Phänomene. Thematisch ist das Terrain insofern neu, da die Menge der bislang explizit zum Thema „Ekel“ erschienenen Beiträge aus spezifisch volkskundlicher Sicht ausgesprochen überschaubar ist, der Ekel in vielen Fällen auch nur am Rande behandelt wird.

Insgesamt liegen nur sehr wenige Beiträge vor, die sich teilweise dem Feld der Medikalkulturforschung zuordnen lassen und dort den Ekel entweder als Vorstellung konzeptionalisieren<sup>16</sup> oder Ekelphänomene beschreiben und beobachten<sup>17</sup>,

16 Eberhard Wolff führt Quellen an, in denen der Ekel als ätiologische Vorstellung der Pockenerkrankung in Erscheinung tritt: Vgl. Wolff, Eberhard: Einschneidende Maßnahmen. Pockenschutzimpfung und traditionale Gesellschaft im Württemberg des frühen 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1998, 220-228.

17 Für Ekelempfindungen in Bezug auf an Krebs erkrankte Körper vgl. Jutta Dornheim: Krankheit im dörflichen Alltag. Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 57), Tübingen 1983, 167-170 und in

den Nahrungsekel thematisieren<sup>18</sup> – teilweise auch nur implizit<sup>19</sup> – und lediglich im Falle des herausragenden Beitrages „Runterschlucken. Ekel und Kultur“ von Utz Jeggle aus dem Jahr 1997 das Phänomen auch in einer systematischeren beziehungsweise programmatischeren Perspektive kartieren. Jeggles Text war für uns<sup>20</sup> in vielerlei Hinsicht inspirierend, stimulierend und wegweisend, da er den Ekel als eine „Verbindungsline zwischen Körper und Kultur“ versteht und auch die bereits oben erwähnte Formulierung vom Ekel als „Wegweiser“ von ihm stammt. Die Bedeutung der Überlegungen Jeggles für unsere Diskussion und die Einzelstellung seines Textes in thematisch-fachlicher Hinsicht haben uns dazu geführt, uns um einen Wiederabdruck in diesen Band zu bemühen, was erfreulicherweise auch gelungen ist.<sup>21</sup>

---

Bezug auf Pflegepraktiken vgl. Gudrun Silberzahn-Jandt: Vom Ekel in Krankheits- und Heilungsprozessen. In: Simon, Michael u. Kania-Schütz, Monika (Hg.): Auf der Suche nach Heil und Heilung. Religiöse Aspekte der medialen Alltagskultur. (Volkskunde in Sachsen, Bd. 10/11), Dresden 2001, 187-196 sowie Dies.: Zur Leiblichkeit eines Gefühls. Ekelerfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen. In: Eisch, Katharina u. Hamm, Marion (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 93). Tübingen 2001, 48-59.

- 18 Sieferle, Barbara: Das Haar im Curry. In: Zeitschrift Fensterplatz. Studentische Zeitschrift für Kulturforschung, 28.9.2012. Online unter: <http://www.zeitschrift-fensterplatz.de/2012/09/das-haar-im-curry/> (Stand: 13.9.2015).
- 19 Scharfe, Martin: Die groben Unterschiede. Not und Sinnesorganisation: Zur historisch-gesellschaftlichen Relativität des Genießens beim Essen. In: Jeggle, Utz u.a. (Hg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 69), Tübingen 1986, 13-28.
- 20 Die Genese dieses Bandes wollte Weile haben, ob er denn – wie wir hoffen – auch ein gut Ding geworden ist mögen andere beurteilen. Ein Teil der Beiträge geht auf eine Serie an Lehrveranstaltungen zur Ekelthematik zwischen SoSe 2011 und SoSe 2012 zurück (Rabensteiner, Hangl, Piff), bei anderen handelt es sich um Auszüge oder Aspekte von Abschlussarbeiten (Tschuggmall, Merler) oder um separat entstandene Arbeiten, die entweder hier als Originalbeitrag (Heimerdinger, Sieferle) oder als Wiederabdruck erscheinen (Jeggle, Röthl). Es gehört zu den Eigenheiten von Lehrforschungsprojekten, dass nicht immer alle begonnenen Teilprojekte zur Publikationsreife gelangen, dennoch haben alle Teilnehmenden unsere Diskussionen durch ihre engagierten Beiträge bereichert und befruchtet und daher seien hier ausdrücklich alle beteiligten Studierenden dankend erwähnt: Aurelia Benedikt, Buket Borihan, Ivana Garboutcheva, Norbert Grill, Jasmin Güngör, Alexandra Hangl, Sandra Hilzinger, Marion Hitthaler, Johanna Kollreider-Schäfer, Ingeborg Labner, Alexander Lanthaler, Bettina Mair, Sabine Merler, Sabine Oberleiter, Alexander Piff, Alexandra Rabensteiner, Lisa-Maria Ransmayr, Marion Thaler, Sabrina Thaler, Natascha Unger, Michael Unterwurzacher, Iris Visintainer, Stefanie Wohlfahrt und Sandra Zangerl.
- 21 Wiederabdruck von: Jeggle, Utz: Runterschlucken. Ekel und Kultur. In: Michel, Karl Markus u.a. (Hg.): Ekel und Allergie. Kursbuch, Heft 129. Berlin 1997, 12-26. An dieser Stelle gilt unser herzlichster Dank Dr. Peter Felixberger, Chefredakteur *Kursbuch*, der dies unkompliziert ermöglicht hat und um folgenden Hinweis bittet: Das *Kursbuch* erscheint im Murmann Verlag, Hamburg. Die aktuelle Ausgabe 183 beschäftigt sich mit dem Thema: Wohin flüchten?

## Positionen der Ekelforschung

Außerhalb des Faches Europäische Ethnologie/Volkskunde gibt es eine reichhaltige Forschungsliteratur zum Ekel, selbst wenn er immer noch nicht zu den am intensivsten erforschten Gefühlen zählt. Unmittelbar einsichtig und prominent ist hier natürlich die Pflegewissenschaft, wo es in einem ganz konkreten Sinn auch um Fragen des praktischen Umgangs mit Ekelgefühlen seitens Pflegenden geht.<sup>22</sup> Epistemologisch grundlegender sind jedoch die Forschungen unterschiedlicher Disziplinen, die nach dem eigentlichen Wesen des Ekels fragen – und hierbei zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen kommen.<sup>23</sup> Einig sind sich weitgehend alle darin, dass es sich beim Ekel um eine Abwehrreaktion handelt, die durch die negative und aversive Klassifikation des Ekelauslösers Grenzziehungen realisiert und damit *ex negativo* – soviel scheint klar – unterschiedlichste Reinheits- oder Ordnungsvorstellungen repräsentiert. Klassisch ist für diese Position weiterhin Mary Douglas, die nicht umsonst davon spricht, dass das Dreckige, Hässliche und Ekelhafte gleichermaßen als „matter out of place“ und damit als Konsequenz einer gestörten Ordnung zu begreifen sei.<sup>24</sup> Ausgehend von dieser weitgehend geteilten Auffassung des Verweises auf Integritäts- und Ordnungsvorstellungen werden jedoch sehr unterschiedliche Konzeptionalisierungen des Ekels diskutiert. Es öffnet sich ein weites Spektrum unterschiedlicher Deutungen, denn ebenso wie der Ekel selbst, ist auch die Forschung zwischen der physiologischen und der kulturellen Dimension des Phänomens hin und her gerissen und hat sehr unterschiedliche Deutungsangebote hervorgebracht, wogegen die Abgrenzung in der Ekelempfindung eigentlich erfolgt oder erfolgen kann. Die Ekelforschung ringt um die Erklärung und Verortung des Ekels zwischen physiologisch-biologischem

- 
- 22 Vgl. hierzu u.a. Dr. med. Mabuse – Zeitschrift für alle Gesundheitsberufe Nr. 181 (Sept./Okt. 2009) Schwerpunkt: Ekel und Scham. Frankfurt a.M.; Pernlochner-Kügler, Christine: Ekel in der Pflege. In: *thema Pro Senectute* 9/2010, 32-39; Dies.: Körperscham und Ekel – wesentlich menschliche Gefühle. Münster 2004 und Ringel, Dorothee: Ekel in der Pflege – eine „gewaltige“ Emotion. Frankfurt a.M. 2003 (2. Aufl., Orig. 2000). Bei Pernlochner-Kügler 2004 findet sich eine umfassende Diskussion einschlägiger Positionen der Ekelforschung, kritisch und mit vielen konkreten Beispielen, bei Pernlochner-Kügler 2010 weitere neuere Literatur zum Thema Ekel & Pflege. An dieser Stelle einen besonders herzlichen Dank an Christine Pernlochner-Kügler für manch hilfreichen Tipp und insbesondere auch die Möglichkeit, an einem ihrer Kurse zum Umgang mit Ekelerfahrungen im Pflegekontext teilzunehmen, die sie regelmäßig in Innsbruck am Ausbildungszentrum West für Gesundheitsberufe (AZW) anbietet.
- 23 In der Ekelforschung gibt es noch keinen Konsens darüber, wie er allgemein motiviert ist, anders als etwa in Bezug auf die Gefühle der Angst (Bedrohung) oder der Trauer (Verlust). Einigkeit besteht aber darüber, dass der Ekel oft – wenn auch nicht immer – in einem hohen Maß an sensorische Empfindungen gekoppelt und durch ein Erleben körperlicher Unmittelbarkeit gekennzeichnet ist.
- 24 Vgl. Douglas, Mary: *Purity and Danger: An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*. London und New York 1966, 36.

und erlernt-kulturellem Phänomen, es werden folglich sowohl organische als auch moralische und soziale Aspekte diskutiert, teilweise auch in Kombination miteinander, je nachdem ob die Ansätze der Philosophie, der Psychologie, der Psychoanalyse oder der Kunst- beziehungsweise Literaturwissenschaft entstammen.

Im Folgenden sollen daher – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – einige wichtige Positionen innerhalb der Ekelforschung kurz umrissen werden, da hiermit einerseits deutlich wird, in welchem thematischen und theoretischen Rahmen sich die Beiträge dieses Bandes bewegen und andererseits somit auch vorab einige grundlegende Thesen entfaltet werden können, die das Verständnis der spezifischeren Ausführungen in den einzelnen Beiträgen verbessern und diese auch inhaltlich zueinander in Bezug setzen.

Es zeigt sich eine ganze Reihe an Denkfiguren, die alle den Ekel als Mechanismus beschreiben, der gegen etwas gerichtet ist. Klassisch ist hierbei – wenig überraschend – die Funktion des Schutzes der Basisidentität, also die Abwehr des tatsächlich oder potenziell physiologisch Schädlichen für die Gesundheit oder das Wohlergehen (Beispiel: Ekel vor Übelriechendem), hervorgerufen insbesondere durch unmittelbare sensorische Reize wie Geruch oder Geschmack, aber auch durch visuelle Eindrücke oder allein in der Vorstellung. Diese Charakteristik der Ekelempfindung beschrieb bereits Charles Darwin<sup>25</sup> und sie findet sich auch in jüngeren Beiträgen.<sup>26</sup> Etwas anders gelagert, aber eng damit verbunden, ist die ebenfalls schon recht früh (1929) von dem Philosophen Aurel Kolnai vertretene These, der Ekel wehre dasjenige ab, was den Menschen allgemein an Tod, Verwesung und Sterben erinnere, ihn also auch auf die eigene Endlichkeit verweise (Beispiel: Ekel vor Kadavern, Leichen, Krankheit etc.).<sup>27</sup> Interessant ist, wie das Ekelgefühl hinsichtlich der Mensch-Tier-Relation diskutiert wird, denn hier findet sich eine doppelte Abgrenzung. Zum einen wird der Ekel als eine spezifisch humane Kategorie diskutiert, in der Literatur findet sich die Auffassung, Tiere könnten grundsätzlich keinen Ekel im engeren Sinne empfinden und beobachtbare Meinungsreaktionen seien eher als klassische Konditionierung denn als Konsequenz

25 Darwin, Charles: *The Expression of the Emotion in Man and Animals* (1872), Kap.11: <http://human-nature.com/darwin/emotion/chap11.htm>; (Stand: 13.9.2015).

26 So etwa bei Rozin, Paul u.a.: *Disgust*. In: Lewis, Michael u. Haviland, Jeanette M. (Hg.): *Handbook of Emotions*. New York 1993, 575-594.

27 Vgl. Kolnai, Aurel: *Der Ekel*. In: Ders.: *Ekel, Hochmut, Haß. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle*. Mit einem Nachwort von Axel Honneth. Frankfurt a.M. 2007, 7-65 (erstmalig 1929). Der Essay von Kolnai gehört zu den frühen und bis heute inspirierenden Versuchen, das Phänomen des Ekels systematisch zu erschließen. So erkannte Kolnai etwa die doppelte Dimension physiologischen und moralischen Ekels, schlug (unter Rückgriff auf Nietzsche) den Begriff des „Überdrussekels“ vor und beobachtete den Umstand, dass sich Ekel fast ausschließlich auf organische Substanzen richtet.

aus Ekelempfindungen zu sehen.<sup>28</sup> Zum anderen beschreibt der amerikanische Psychologe Paul Rozin auch den sogenannten *animal reminder disgust*, also die Ekelempfindung gegenüber all demjenigen, was den Menschen an seine animalische Seite erinnert (Beispiel: Ekel vor bestimmten Sexualpraktiken, Verletzungen, übertriebener Vitalität, Wucherung oder mangelnder Hygiene) und damit auch die Grenzziehung zwischen Mensch und Tier emotional realisiert, mithin das Menschliche in Abgrenzung zum Tierischen zu verteidigen sucht. Insgesamt kommt dem experimentell arbeitenden Psychologen Paul Rozin und seiner Gruppe mit einschlägigen Arbeiten seit den 1980er-Jahren in der Ekelforschung eine Schlüsselstellung zu, er gilt derzeit als einer der führenden Ekelexperten. Von ihm wurde eine vierteilige Klassifikation von Ekel vorgeschlagen, die das ganze Spektrum von Physiologie über Sozialität bis hin zu Ethik und Moral abdeckt: *core disgust* (Schutz der Basisidentität, z.B. Ekel vor Ausscheidungen), *animal reminder disgust* (Erinnerung an das Animalische), *interpersonal contamination disgust* (Ekelempfindung bei unerwünschter oder als zu groß empfundener persönlicher Nähe<sup>29</sup>, z.B. Ekel bei unerwünschtem Körperkontakt, noch warmer Sitz in der Straßenbahn) und *moral disgust* (moralischer Ekel, z.B. Ekel bei Verletzung wichtiger Normen, Ekel vor Gewalt).<sup>30</sup> Rozin vertritt die Auffassung, dass das einmal erlernte Ekelempfinden eine kognitive Entsprechung in Form einer Bewertung als giftig, schädlich oder ungenießbar erfährt und diese dann auch auf andere, unter Umständen ähnliche Objekte, ja sogar auch auf Personen, Handlungen oder abstrakte Vorstellungen übertragen werden kann. Als affektiv empfundener Widerwillen oder als Abscheu tritt der Ekel so etwa auch als „moralischer“ Ekel in Erscheinung. Sehr unterschiedliche Grenzziehungs- und Abwehrmechanismen

28 Vgl. Bower, Bruce: Forbidden flavors: scientists consider how disgusting tastes can linger surreptitiously in memory. In: Science News, March 29, 1997. Online: [https://archive.is/20120708132542/http://findarticles.com/p/articles/mi\\_m1200/is\\_n13\\_v151/ai\\_19308368/](https://archive.is/20120708132542/http://findarticles.com/p/articles/mi_m1200/is_n13_v151/ai_19308368/) (Stand: 13.9.2015).

29 So führt auch der Literaturwissenschaftler Winfried Menninghaus im Anschluss an Kolnai aus: „Das elementare Muster des Ekels ist die Erfahrung einer Nähe, die nicht gewollt wird. Eine sich aufdrängende Präsenz, eine riechende oder schmeckende Konsumtion wird spontan als Kontamination bewertet und mit Gewalt distanziert.“ (Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M. 2002, 7). Köstlin hat ebenfalls darauf hingewiesen, dass diese Form des Ekels vor zu großer, unerwünschter Nähe auch eine zivilisationsgeschichtliche Dimension hat und daher im Kontext des Modernisierungsprozesses im Sinne der Herausbildung des modernen Individuums zu deuten ist. Er nimmt das Märchen von Schneewittchen zu Anlass, den dort von den Zwergen bekundeten Ekel darüber, dass jemand „von ihrem Tellerchen gegessen“ habe, als einen „modernen“ Ekel zu charakterisieren. Vgl. Köstlin, Konrad: Lust aufs Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne als Deutung – Volkskulturforschung in der Moderne. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 98 (1995), 255-275, hier: 272-273.

30 Vgl. Rozin (wie Anm. 26) und Miener (wie Anm. 3).

fallen somit unter dem alltagsprachlichen Begriff des Ekels zusammen, sie verbindet jedoch der Charakter der Unwillkürlichkeit und der geradezu körperlich empfundenen Abneigung, die allerdings nicht nur auf körperlichen, sondern auch auf seelischen Schutz zielt. Den Schutz in seelischer Hinsicht hat auch Freud bereits mit dem Ekel in Verbindung gebracht, er sieht ihn als Abwehrmechanismus im Zusammenhang mit der Verdrängung bestimmter Triebregungen bei der die Lust an einem bestimmten Objekt verdrängt wird und somit nur der abwehrende Ekel zurückbleibt (Beispiel: Sauberkeitserziehung).<sup>31</sup> Interessant ist an dieser Betrachtungsweise, dass die Libidokomponente latent weiterhin vorhanden bleibt und in bestimmten Kontexten auch mobilisierbar oder erfahrbar bleibt, etwa in sexuellen Kontexten. Hier wird die Ambivalenz der Ekeleemotion betont, Abwehr und Lust bestehen parallel zueinander. In der Forschung allerdings wird diese Sicht nicht durchgehend geteilt, Pernlochner-Kügler sieht keine Libido-Komponente im Ekel selbst, sondern wenn, dann eher eine Parallelität von zwei unterschiedlichen und getrennt zu denkenden Gefühlen: Ekel und Lust.<sup>32</sup>

Doch zurück zu Mustern der Abwehr und der Grenzziehung: Zwischen physiologischer und moralischer Dimension spannt sich der Raum der psychischen beziehungsweise sozialen Grenzziehung auf, auch in dieser Hinsicht wurde die Ekelempfindung verschiedentlich theoretisiert. Instruktiv war in dieser Hinsicht der Beitrag der französischen Psychologin und Literaturwissenschaftlerin Julia Kristeva, die 1980 den Begriff der „Abjektion“ prägte und damit weniger Ekelempfindungen selbst anspricht als vielmehr die ambivalente Beziehung der Person zu den verworfenen Objekten und die damit einhergehenden Grenzsicherungsprozeduren, die auf die Unterscheidung zwischen „dem Selbst“ und „dem Anderen“ zielen und somit der Identitätsstabilisierung und -konstitution des Individuums dienen.<sup>33</sup> Eher auf weitere soziale Zusammenhänge zielt die Philosophin Martha Nussbaum, die in einem Doppelmechanismus aus Inklusion und Exklusion den Ekel als Empfindung konzeptionalisiert, welche die Grenze zu marginalisierten beziehungsweise ausgegrenzten Personen oder Gruppen markiert (Beispiel: Ekel vor Homosexualität in Teilen der US-amerikanischen Gesellschaft).<sup>34</sup>

Neben all diesen Thematisierungen von Ekel als Abwehr- und Distanzierungsverfahren samt allen angelagerten Fragen der Genese, der Modulation und des

31 Zum Ekel bei Freud vgl. Kluitmann, Annette: Es lockt bis zum Erbrechen. Zur psychischen Bedeutung des Ekels. In: *Forum der Psychoanalyse*, 15:3 (1999), 267-281 und Menninghaus (wie Anm. 29), 278-332.

32 Für eine kritische Diskussion der Position Freuds vgl. Pernlochner-Kügler, Christine: Körperscham und Ekel – wesentlich menschliche Gefühle. Münster 2004, 251-260.

33 Vgl. Kristeva, Julia: *Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection*. Paris 1980.

34 Vgl. Nussbaum, Martha: *Hiding from Humanity. Disgust, Shame, and the Law*. Princeton 2006.

Umgangs damit gibt es jedoch auch einige Beiträge, die den Ekel unter einer etwas anderen Perspektive thematisieren, die man vielleicht als eine „kulturfunktionale“ bezeichnen könnte. Auch wenn man nicht unbedingt so weit wie Freud gehen und im Ekel selbst eine libidinöse Komponente sehen muss, so zeigen sich doch auch Kontexte, wo der Ekel nicht nur zur Abwehr dient beziehungsweise bekämpft wird, sondern auch eine zumindest konstruktiv-funktionale, wenn nicht sogar lustvolle Dimension entwickelt. Der Romanist Hans-Martin Gauger etwa untersuchte nicht den Ekel selbst, sondern die sprachliche Referenz auf Ekelhaftes als wichtigen und zentralen, um nicht zu sagen: höchst produktiven, Bestandteil des Fluchens und Schimpfens.<sup>35</sup> Und die Kunsthistorikerin Claudia Reiss leistete eine Überblicksdarstellung der Verwendung Ekel erregender Motive in der Kunst.<sup>36</sup> Der Literaturwissenschaftler Winfried Menninghaus schließlich sieht in seiner umfassenden Arbeit zur Begriffs- und Ästhetikgeschichte des Ekels gegenwärtig und im Anschluss an Kristeva noch eine sehr viel grundlegendere und erwünschte Funktion des Sich-Ekelns, nämlich die Schaffung einer gewissen Art von Realitätsanker, eine empfundene Rückbindung an die als tatsächlich erlebte Wirklichkeit, fast schon im Sinne eines „Ich ekle mich, also bin ich“:

„Im 20. Jahrhundert indiziert Ekel nicht länger nur *eine* Wahrheit, sondern er schickt sich an, die Position der Wahrheit selbst einzunehmen. [...] Sie [die Wahrheit, T.H.] besteht auch nicht in der Repräsentation eines besonderen Wirklichkeitsausschnitts im Spannungsfeld von Repulsion und Attraktion. Sie impliziert vielmehr einen weitergehenden Anspruch: nämlich im Bruch der Wirklichkeitskonstruktionen das ‚Reale‘ selbst durchschlagen zu lassen.“<sup>37</sup>

Dieser Frage nach der „produktiven Rückseite“ beziehungsweise den konstruktiven funktionalen Einbettungen des Ekelerlebens jenseits reiner Abwehrbewegungen sind auch die Beiträge dieser *bricolage*-Ausgabe verpflichtet. Sie eint ein neugieriger, manchmal auch augenzwinkernder und in jedem Fall wohlwollender Blick auf einige Zusammenhänge zwischen Ekel und kulturellen Praktiken und sie machen sich auf die Suche nach teils überraschenden, teils merkwürdigen, lustigen oder zumindest ambivalenten Effekten ekelhafter Umstände jenseits der puren Sicherung unserer physischen Existenz.

35 Gauger, Hans-Martin: Das Feuchte und das Schmutzige. Kleine Linguistik der vulgären Sprache. München 2012.

36 Reiß, Claudia: Ekel. Ikonografie des Ausgeschlossenen. Dissertation, Essen 2007. Online unter: <http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DownloadServlet/Download-22051/ekel.pdf> (Stand: 13.9.2015).

37 Menninghaus (wie Anm. 29), 546.

## Die Beiträge dieses Bandes

Der Band eröffnet mit einem Wiederabdruck des bereits erwähnten Textes von *Utz Jeggle* aus dem Jahr 1997: „Runterschlucken. Ekel und Kultur“, der für die Arbeit in der Projektgruppe vielfach wegweisend und inspirierend war.<sup>38</sup> Jeggles kulturwissenschaftlich-explorativer Beitrag stellte innerhalb der kulturwissenschaftlichen Ekelforschung eine Pionierleistung dar und ist auch heute noch mit Gewinn zu lesen, sein Diktum vom Ekel als „Verbindungslinie zwischen Körper und Kultur“ und das vom Ekel als zweideutigen Wegweiser entfaltet immer noch heuristisches Potenzial.

Die folgende Sektion *Essen* besteht aus zwei Texten und dreht sich damit um ein klassisches Themenfeld, nämlich den Nahrungsekel. *Veronika Tschuggmall* befasst sich in ihrem Beitrag „Magst du Kutteln? Über Ekel und Genuss beim Essen“ mit der jüngeren Nahrungsgeschichte der Innereien und zeichnet – vornehmlich an österreichischen Beispielen – Popularitäts- und Konjunkturkurven dieser Gruppe an tierischen Produkten nach, die zuletzt nach einer längeren *Baisse* wieder deutlich nach oben zu zeigen beginnen.

*Alexandra Rabensteiner* schließt daran mit ihrem Text „Schaudern für eine bessere Welt. Ekel als Erziehungsmittel in Dokumentarfilmen“ an und thematisiert dort den Ekel als didaktisch-filmisches Mittel im Kontext von populären Dokumentations- und Dokutainmentformaten, die sich mit Fragen rund um Ernährung und Nahrungsmittelproduktion befassen. Im Rahmen einer insgesamt erhöhten Sensibilität für derartige Zusammenhänge erweist sich die Arbeit mit expliziten, teilweise drastischen Visualisierungen offenbar als probates Mittel, um die Rezipienten gleichermaßen anzusprechen, zu beeindrucken und zu unterhalten. Auch wenn die Wirksamkeit derartiger Techniken letztlich eine offene Frage bleiben muss, so zeigt der Artikel doch deutlich, wie gezielt Ekelempfindungen hier im Sinne eines Vermittlungsinteresses eingesetzt werden.

Die nächste, drei Texte umfassende Sektion ist dem Thema *Arbeit* gewidmet und beginnt im Krankenhaus. Während viele pflegewissenschaftliche Arbeiten die Ekelformen unter dem Gesichtspunkt des adäquaten Umgangs und der möglichen Vermeidung für das Pflegepersonal behandeln, wählt *Alexandra Hangl* in

---

38 Viele der hier versammelten Beiträge beziehen sich daher auch explizit auf Jeggles 1997 erstmals erschienenen Text (vgl. Anm. 21), die Seitenverweise erfolgen jedoch durchgehend – im Sinne der Benutzerfreundlichkeit – mit der Angabe „Jeggle, Runterschlucken (2015)“ auf die Seitenzählung des in diesem Band nochmals abgedruckten Textes und nicht auf jene der Originalveröffentlichung.

ihrem Beitrag „Ekel in der Krankenpflege: Orte, Praktiken und Funktionen“ einen ethnografischen Zugang, indem sie nach den Funktionen der Ekelhandhabung für die Beschäftigten fragt. Sie kommt dabei zu durchaus überraschenden Einsichten, indem sie einerseits die Rolle der Kommunikation über Ekelerfahrungen für die Ausbildung eines professionellen Rollenverständnisses nachzeichnet, gruppeninterne Distinktionsmechanismen herausarbeitet und Entwicklungsprozesse im Vergleich verschiedener Generationen des Pflegepersonals aufzeigt: Während es bis vor einigen Jahren noch zum professionellen Selbstbild vieler Pflegekräfte gehörte, sich (angeblich) nicht zu ekeln, ist es für jüngere Beschäftigte heute wichtig, einen offenen und sensiblen Umgang mit dem Thema zu finden, der auch die subjektiven Belastbarkeitsgrenzen erkennt und respektiert.

*Martina Röthl* wendet sich dem Bereich der touristischen Beherbergung zu: „... das hat mich ausgehoben‘ Ekel, Wissensordnungen und touristische Beherbergung.“<sup>39</sup> Touristische Settings sind darum bemüht, den Gästen einen möglichst angenehmen und ungetrübten Aufenthalt zu ermöglichen und darum auch auf die Vermeidung von ekelhaften Erlebnissen bedacht. Gleichwohl bieten verschiedene Umstände, etwa landwirtschaftliche Kontexte, die oftmals große Nähe zwischen Gast und Gastgeber oder auch das teilweise sehr unbedarfte bis unverfrorene Verhalten einzelner Gäste in den Zimmern und Betten reichlich Anlass für Ekel und Abscheu. Die Autorin analysiert diese Situationen als Konstituenten touristischer Grenzaushandlungen.

*Alexander Piff* schließlich wendet sich in seinem Text „Kabinenparty. Ethnografische Annäherungen an einen ausgewiesenen Ort der Selbstbefriedigung“ einem wenig thematisierten Ort an der Schwelle von Privatheit und Öffentlichkeit zu: der Porno-Videokabine, die er insbesondere aus der Perspektive des dort beschäftigten Personals erkundet und analysiert. Die von Intimität und Sexualität gekennzeichnete spezifische Nutzung dieser Kabinen gibt ebenfalls vielfältigen Anlass zur Einhegung und Regulierung, bringt aber auch ekelträchtiger Situationen hervor, die nicht nur als unerwünschter Nebeneffekt, sondern auch als Spezifikum und damit als besonderer Reiz dieses Ortes betrachtet werden müssen.

Von hier aus ist es thematisch nicht mehr weit zum nächsten Abschnitt *Vergnügen*, der wiederum aus zwei Beiträgen besteht. *Barbara Siefertle* bearbeitet in ihrem Essay „Ein Plastik-Hundehaufen als Scherzartikel: vom Ekel zum Lachen“ die

---

39 Bei diesem Beitrag handelt es sich ebenfalls um einen Wiederabdruck, erschienen erstmals in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109 (2013), 184-201. Wir danken für die freundliche Genehmigung.

Praxeologie eines Gegenstandes, der *pars pro toto* für die Gesamtheit derjenigen Scherzartikel steht, die mit einer Mischung aus Erschrecken und Ekelreiz arbeiten. Im Zentrum der Überlegungen steht die These, dass gerade die karnevalistische Umkehr von Hierarchien das funktional wichtigste Moment bei Scherzartikeln darstellt und auf diese Weise das Ekelerlebnis in den Dienst des – im Idealfall – beidseitigen Gelächters gestellt wird.

*Timo Heimerdinger* versucht sich in seinem Beitrag „Ekel und Spiele. Oder: Äquatortaufen, Dschungelprüfungen und die Sehnsucht nach Realität“ ebenfalls am Zusammenhang zwischen Ekel und Spaß. Er verfolgt dabei die These, dass sich hinter der öffentlich vorgeführten Empörung über bestimmte medial vermittelte Praktiken der Bestrafung – sei es in Dschungelcamps oder auf Segelschiffen – tatsächlich die heimliche und nur ansatzweise eingestandene bürgerliche Lust am Tabubruch steht, die sich auch als Realitäts- und Wirklichkeitssuche beschreiben lässt.

... *am Ende* ... schließlich folgt eine Arbeit von *Sabine Merler* über „Ekel und Lust in öffentlichen Toiletten“. Auf der Basis empirischer Erhebungen kartiert die Autorin das öffentliche Örtchen als einen Raum, der weitaus vielfältigere und komplexere Handlungsoptionen bietet als lediglich die Bedürfnisbefriedigung der Notdurft. Mit ethnografischem Sinn fürs Detail erkundet sie Praktiken und Verfahren der Ekelvermeidung ebenso wie das subtile Spiel mit der passenden Beschäftigung am vermeintlich unpassenden Ort: Kommunikation, Körperpflege und Kosmetik, Drogenkonsum – um nur einige Beispiele zu nennen.

Abgeschlossen wird der Band schließlich von einer kleinen Auswahlbibliografie zur Ekelthematik, die keineswegs vollständig ist, aber die weitere Arbeit etwas erleichtern mag.

Noch ein Wort zur redaktionellen Ausgestaltung der Texte hinsichtlich der geschlechtergerechten Sprachverwendung in diesem Band: Da die diesbezüglichen Bemühungen immer neue Formen und Varianten mit unterschiedlichen Vor- und Nachteilen hervorbringen (Unterstrich, Binnenmajuskel, Partizipialformen, Schräg- und Bindestrich- und Sternchenvarianten etc.) und eine alle Aspekte befriedigende Lösung derzeit nicht in Sicht ist, wurde für den Gesamtband – nicht jedoch für die einzelnen Beiträge – das Ziel der Vereinheitlichung aufgegeben und die jeweilige Lösung ins Ermessen der AutorInnen gestellt.

So bleibt am Ende nur noch herzlicher Dank abzustatten: an Gritta Heimerdinger für die Gestaltung des Umschlags, an Sandra Mauler für die redaktionelle

Durchsicht der Texte, an Karsten Jahnke für Lektorat und Endkontrolle und an Carmen Drolshagen von *innsbruck* university press für die unkomplizierte Zusammenarbeit.

Innsbruck, im September 2015

Timo Heimerdinger

